

ullstein



HANNES
KÖHLER
GÖTTER
FUNKEN
ROMAN

Der Autor



Hannes Köhler, geboren 1982 in Hamburg, lebt als Autor und Übersetzer in Berlin. Studium der Neueren deutschen Literatur und Neueren / Neuesten Geschichte in Toulouse und Berlin. 2011 erschien sein Debütroman *In Spuren*, 2018 der Roman *Ein mögliches Leben*.

Das Buch

Sie nennen sich der Spanier, der Franzose und der Alemán. Toni, Germain und Jürgen treffen sich in Barcelona, entschlossen, Widerstand gegen den Franquismus zu leisten. Gemeinsam mit Tonis Freundin Mireia planen sie einen Anschlag und schreiten zur Tat. Doch jemand muss sie verraten haben. Germain kann fliehen, Mireia taucht unter, Toni aber wird festgenommen und weggesperrt. Und Jürgen? Viele Jahre später meint Toni den Deutschen auf der Hochzeit seiner Tochter gesehen zu haben. Die Begegnung reißt alte Wunden auf und so entschließt sich Toni, das Geheimnis um Jürgens Verschwinden endlich ans Licht zu bringen.

Götterfunken verwebt die Biographien seiner Protagonist*innen zu einem

europäischen Tableau des linken Widerstands in den 1970er Jahren und folgt ihnen bis in unsere Gegenwart.

Hannes Köhler

Götterfunken

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:

www.ullstein.de

© 2021 by Ullstein buchverlage GmbH, Berlin
Umschlaggestaltung: Sabine Wimmer, Berlin
Umschlagmotiv: akg-images / Pilar Aymerich
Autorenfoto: Israel Fernández
E-Book-Konvertierung powered by Papyrus
Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-8437-2346-6

Emojis werden bereitgestellt von openmoji.org unter der Lizenz [CC BY-SA 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/).

Auf einigen Lesegeräten erzeugt das Öffnen dieses E-Books in der aktuellen Formatversion EPUB3 einen Warnhinweis, der auf ein nicht unterstütztes Dateiformat hinweist und vor Darstellungs- und Systemfehlern warnt. Das Öffnen dieses E-Books stellt demgegenüber auf sämtlichen Lesegeräten keine Gefahr dar und ist unbedenklich. Bitte ignorieren Sie etwaige Warnhinweise und wenden sich bei Fragen vertrauensvoll an unseren Verlag! Wir wünschen viel Lesevergnügen.

Hinweis zu Urheberrechten

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken, deshalb ist die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

In diesem E-Book befinden sich Verlinkungen zu Webseiten Dritter. Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Ullstein Buchverlage GmbH die

Inhalte Dritter nicht zu eigen macht, für die Inhalte nicht verantwortlich ist und keine Haftung übernimmt.

Inhalt

Der Autor / Das Buch

Titelseite

Impressum

Prolog

Franco ha muerto (I)

Kopfgeburt (I)

Ceux qui rêvent les yeux ouverts (I)

Franco ha muerto (II)

Kopfgeburt (II)

Ceux qui rêvent les yeux ouverts (II)

Franco ha muerto (III)

Kopfgeburt (III)

Ceux qui rêvent les yeux ouverts (III)

Franco ha muerto (IV)

Kopfgeburt (IV)

Ceux qui rêvent les yeux ouverts (IV)

Dos días del verano

Transiciones (I)

Chez ces gens-là (I)

Im Herzen (I)

El otro lado (II)

Chez ces gens-là (II)

Im Herzen (II)

Chez ces gens-là (III)

Im Herzen (III)

El otro lado (III)

Danksagung

Social Media

Vorablesen.de

A mi familia de Barcelona
y siempre
Paula

Prolog

Wir stehen am Meer, an einem der alten Orte. Auch wir sind alt, alle drei, die Gesichter faltig, die spärlichen Haare grau. Der *Rompeolas* aber, auf dem wir stehen, ist noch der große Wellenbrecher der Siebziger: eine breite Straße, darauf geparkte Autos und Mopeds, Spaziergänger auf dem Weg zum Essen im *Porta Coeli*. Von den schweren Steinbrocken aus strecken sich die weiß getünchten Holzplanken der Angler über die Brandung. Einen Augenblick später sitzt jeder von uns auf einer dieser Brücken, unter unseren Füßen die Gischt. Die Stadt ist alt, aber die Gedanken kommen aus dem Heute. Das Hotel fehlt, denken sie, wo ist das Hotel *Vela*, wo sind die Kreuzfahrtschiffe?

Ich habe Kohlestaub in der Nase, den Lärm alter Frachter im Rücken, die Füße über dem Wasser, sehe glitzernde, flitzende Fische. Ich bin Teil dieser drei und bin ihr Beobachter. Drei alte Männer auf ihren Anglerbrücken am Meer, Toni, der Spanier, Germain, der Franzose, und *Jorge*, der *Alemán*. Wir sind immer noch gefangen in dieser Zeit, sind nie davon losgekommen. Im Blinzeln der Augen sind wir wieder jung, für einen Moment nur, im Blinzeln der Augen ist da ein grelles Licht, im Blinzeln der Augen höre ich vertraute Stimmen, erfühle mit meinen eigenen Händen den gestärkten Stoff eines Bettlakens, das leicht über meinen Beinen und Armen liegt. Ich halte die Augen geschlossen, ich

rieche den Diesel der Motoren, höre das Rauschen der Wellen. Und lasse mich ziehen. Ich bin fast wieder hier, fast im Jetzt. Aber am Ende, denke ich, will ich zurück, habe ich immer zurückgewollt.

Franco ha muerto (I)

[El Clot, Barcelona, Spanien, August 1974]

Es klopfte.

»Verschwinde!«

Einen kurzen Moment war es still, aber kurz darauf klopfte es erneut, diesmal öfter, dringlicher.

»Ich hab dir gesagt, dass du verschwinden sollst!«

Antonio hörte Diego im Flur atmen, sah seinen Schatten durch den Spalt zwischen Türkante und Schwelle. Er sprang aus dem Bett, griff sich die Stoffhose vom Boden und zog sie sich über. Er öffnete die Tür einen Spaltbreit, schob sich hinaus in den dunklen Flur, in dem sein Mitbewohner auf ihn wartete. Diegos Blick war auf seine Füße gerichtet, nur seine schwarzen, zerzausten Locken boten sich Antonio dar.

»Was ist los, *joder*?«

Für einen Augenblick nur hob Diego den Kopf. Seine Augen leuchteten weiß, Antonio hörte ihn ausatmen, hörte dieses leise, unterdrückte Schnaufen, das an manchen Tagen seine einzige Form der Kommunikation sein konnte. Der Bart überwucherte sein ganzes Gesicht, vom Kinn bis unter die Augen; in der Gruppe nannten sie ihn nur noch *El Lobo*, den Wolf. Er spürte Diegos warmen Atem auf der Brust, er roch das Haschisch und ärgerte sich, dass der *Lobo* die neue Lieferung bereits ohne ihn angebrochen hatte.

»Was ist los?«

Diego ließ ihn stehen, lief den Flur hinab Richtung Wohnzimmer und nur mit einer knappen Handbewegung auf Höhe der Hüfte forderte er Antonio auf, ihm zu folgen. Eines der Hosenbeine seiner karierten Stoffhose war zerrissen. Es machte den Eindruck, als humpele er. Antonio schaute zur geschlossenen Tür seines Zimmers, er legte eine Hand und die Stirn auf das Holz.

»Ich bin gleich wieder da«, sagte er. Drinnen blieb es still.

Als er das Wohnzimmer betrat, saß der *Lobo* im Schneidersitz auf dem Sofa, hatte sich bereits einen neuen Joint gedreht und hielt ihn gerade über eine der vielen Kerzen, die auf dem kleinen Tisch in der Mitte des Raumes brannten. Aus dem Kofferradio, das auf dem Boden neben dem Sofa stand, versicherte der Nachrichtensprecher dem spanischen Volk, dass sich ihr großer Führer Franco, der erhabene *Caudillo*, bei bester Gesundheit befände, alle anderslautenden Gerüchte seien Lügen kommunistischer Provokateure. Franco, so der Sprecher, habe die Zügel des Landes weiter fest in seinen Händen. Antonio lächelte. Wenn sie schon im Radio über seinen Gesundheitszustand sprachen, musste es übel um den alten Mistkerl stehen. Diego beugte sich vor, schaltete das Radio aus. Im Raum jetzt Stille. Die bunten Tücher, die sie vor die Fenster genagelt hatten, wehten leicht im Abendwind und ließen nur spärliches Licht einfallen; von draußen dröhnte und knatterte der Verkehr auf der sechsspurigen *Avenida Meridiana*, der ihn seit der ersten Nacht bis in seine Träume verfolgte. Schlangen aus Lastwagen und Motorrollern krochen durch seine Nächte, endlose Runden drehend, niemals still, niemals ruhend. Selbst im fünften Stock war die große Ausfallstraße eine Mitbewohnerin, die sich in jedem Zimmer breitmachte, die immer ihren Raum einforderte, der man zuhören musste. Er schob ein paar Teller mit dem Fuß zur Seite, hatte das Gefühl,

auf Fleisch zu treten, vielleicht auf ein altes Stück Tortilla. Der Boden im Halbdunkel eine Ruinenlandschaft, Stoffberge, Kissen, Tassen, Teller, über denen der Staub tanzte. Er ließ sich gegenüber dem Sofa auf das Sitzkissen fallen. Seine langen Beine ragten wie die Extremitäten einer Spinne in den Raum, er suchte vergeblich nach einer angenehmen Sitzposition. Diego reichte ihm den Joint, er zog daran, gutes Haschisch, das musste man ihm lassen, direkt aus Marokko, von einem seiner Kontakte am Hafen. Der *Lobo* spielte mit dem Kreuz, das vor seiner haarigen Brust hing, er nahm es zwischen Daumen und Zeigefinger und drehte die Kette, bis sie sich nah um seinen Hals schloss.

»Du musst das mal einschmelzen«, sagte Antonio.

»Warum?« Diego fror in der Bewegung ein, hielt die gezwirbelte Kette vor sich wie eine zu kurz geratene Hundeleine.

»Das Kreuz, Jesus, Gottes Sohn, darum.«

Er deutete auf die Marienstatue in einer Nische des Wohnzimmers, die von ihren Vormietern zurückgelassen worden war und der sie am Abend ihres Einzugs den Kopf abgesägt und vor die Füße gelegt hatten. Auf ihrer Brust ein rotes A. Diego zuckte mit den Schultern und ließ die Kette los. Der kleine Heiland drehte sich ein paar Mal um die eigene Achse, bis er wieder im Brustpelz des *Lobo* lag. Die ganze politische Sache, glaubte Antonio, die Bewegung, auch das mit der Religionslosigkeit, all das war seinem Freund ziemlich egal. Während der Treffen mit der Gruppe in den letzten Wochen hatte er selten mehr als ein paar Worte gesagt und auch dann meist nur, wenn es um die Organisation von Feiern ging. Er reichte ihm den Joint zurück. Immerhin das Haschisch, das brachte er. Aber vielleicht war auch das nur ein persönlicher Nutzen, den er aus den Aktivitäten der Gruppe zog. Die Wohnung hatte er immerhin gefunden. Und das war wichtig genug. Er dachte an sein Zimmer, an sein Bett.

»Also, was willst du? Ich hab Besuch.«

»Mireia?«

Diego grinste. Frauen, das interessierte ihn doch.

»Geht dich nichts an.«

»Also Mireia«, sagte Diego.

»Willst du mir nur auf die Eier gehen, oder was wird das?«

Diego inhalierte, die glühende Asche hing wie eine dünne Zunge herab. Schatten unter seinen Augen, trockene Haut, Schlafmangel, er senkte den Blick, ließ den Rauch langsam durch die Nase ausströmen.

»Die Sache ist die«, sagte er. Und danach eine Weile nichts mehr; saß einfach still, den Joint im Mund, die Augen geschlossen, so als habe er seine eigenen Worte vergessen. Draußen fuhr ein Laster vorbei. Die Vibrationen waren durch den Fußboden bis in Antonios Rücken zu spüren.

»Ich kriege die Scheiße vom Fuchs nicht weg.«

»Die was?«

»Die Scheiße. Vom Fuchs«, wiederholte Diego. Antonio hob die Handflächen in Richtung Decke.

»Ernsthaft, *Lobo*? Warst du wieder im Wald?«

Immer wieder kam es vor, dass sein Freund in seinen ausgebleichenen gelben Citroën-H-Transporter stieg und für Tage verschwand. Wenn er zurückkam, sah er noch wüster aus als zuvor, er roch nach Erde, verbranntem Holz, nach altem Schweiß, und fast immer hatte er erlegte Kaninchen dabei, ab und an einen Fasan. Zu Beginn des Jahres, als sie noch in der Bruchbude am Berghang oberhalb der Stadt gewohnt hatten und Diego fast jedes Wochenende geflüchtet war, hatten sie oft zusammen Wildschwein gegessen. Seine Wilderei war vielleicht die klarste Form des Widerstandes, auf die der *Lobo* sich einließ.

»Mh-mh«, machte er und schüttelte den Kopf.

»Diego, *por favor!*«

Antonios Stimme mit dem verzweifelten Klang von Señor Sánchez, Diegos Vater, wenn er auf den Stufen vor seinem Krämerladen in der *Calle Mayor* ihres Dorfes stand, die Hosenträger über dem massiven Bauch gespannt, die kleinen Hände in die Hüften gestemmt. Und vor ihm Diego, die Hose zerrissen oder die Hände blutig, den Blick gesenkt wie auch jetzt wieder, diese Geste, die etwas Unterwürfiges und zugleich etwas Spöttisches hatte, die immer gerade so ehrlich wirkte, dass man sie akzeptieren musste. Und der Zorn des Vaters war stets in wenigen Augenblicken verpufft, hatte sich auf einige Floskeln von der Mutter beschränkt, die ihm schon einbläuen werde, was es für Mühen bedeutete, die Hose zu flicken oder die Hände zu verarzten. Und Antonio, in einigem Abstand, als kleiner Steppke oder später als schlaksiger Jugendlicher, hatte den Freund um diese Gabe beneidet, Menschen ihren Zorn abspenstig zu machen, auch um den Vater, den freundlichen, verständnisvollen, so weich wie die süßen *chuches*, die er in den kleinen Glaskästen in seinem Laden verkaufte.

»Diego, *por favor!*«

»Er hat sich losgerissen, hat das Leder durchgekaut, was weiß ich. Jedenfalls komm ich nicht ran. Ich schaffe das nicht allein.«

»Was schaffst du nicht?«

»Ihn wieder einzufangen. Er pisst alles voll. Scheißt auch. Wenn der Gestank zu groß wird, werden sie die Polizei rufen.«

Antonio schloss die Augen.

»Diego, wo ist der Fuchs?«

»Was?«

»Dieser Fuchs, wo ist er?«

»Auf dem Dachboden.«

Er hätte aufstehen und Dinge nach dem *Lobo* werfen, ihm eine verpassen können. Aber er würde dadurch vermutlich nicht viel ändern, sie würden nur Zeit verlieren. Oder es war das Haschisch, vielleicht war es das, vielleicht blieb er deshalb so ruhig. Das Sitzen, der Joint, clever eingefädelt. Vielleicht unterschätzten sie ihn alle. Toni dachte an sein Zimmer, an sein Bett.

»Wenn die Polizei kommt«, sagte Antonio leise, »sind wir beide so was von am Arsch. So oder so. Der Fuchs allein reicht vielleicht schon, bei unserer Vita. Und mit Marcos' Paketen erst recht. Scheiße, *Lobo*, wirklich? Wir haben Marcos' Pakete und du schleppst einen Fuchs an?«

»Ich weiß«, sagte Diego. Und nach einer Pause, in der er sich langsam, fast methodisch den Bart gekratzt hatte: »Aber wir haben den Fuchs schon länger als Marcos' Pakete.«

Der Gestank war überwältigend. Es roch nach Kot, Urin, dazu ein intensiver, übersättigter Geruch nach Kreatur, süßer als menschlicher Schweiß und den dunklen, niedrigen Bereich unter den Dachbalken so vollständig ausfüllend, dass er glaubte, der Fuchs ströme ihm mit jedem Atemzug in die Lungen. Im Licht einer einzelnen, schwachen Glühbirne, die an einer Wand zu ihrer Rechten befestigt war, streckten sich ihnen die Schatten der Stützbalken wie Finger entgegen. Er schaute an sich herab, auf seine Schuhe und auf die dicke Lederschürze, die auf seinem nackten Körper lag. Diego hatte die beiden Schürzen aus seinem Zimmer geholt, hatte sie vor ihm auf den Boden geworfen.

»Ausziehen!«

Er hatte auf Antonios Hose gedeutet.

»Er kratzt, er pisst. Den Gestank wirst du nicht wieder los. Die Schürzen sind vom *Matadero*, da geht nichts durch.«

Antonios Resignation, seine Zustimmung, alles geschah langsam, bedächtig, ohne Widerworte, während der Ausblick auf die gemeinsame Fuchsjagd auf dem Dachboden den *Lobo* zu vitalisieren schien, er lief zwischen Zimmer und Salon hin und her, er redete viel, zumindest für seine Verhältnisse.

»Gummistiefel«, hatte er gesagt, »Gummistiefel wären perfekt gewesen, aber die Jungs beim Schlachter haben so schon schräg geschaut, haben gelacht. ›*Lobo*, was willst du schlachten?‹, haben sie gefragt.«

Und Antonio hatte im Wohnzimmer gestanden, nackt, nur mit einer Schürze bekleidet, sein Schwanz drückte unangenehm gegen den harten Stoff; je aktiver Diego wurde, desto weniger war er in der Lage, sich zu rühren.

»Komm schon, Toni, komm schon!«

Er hatte ihn vor sich hergeschoben. Ins Zimmer, dachte Antonio, er hätte ins Zimmer gemusst, er hätte es Mireia erklären sollen, es war völlig verantwortungslos, sie so zurückzulassen. Während er auf Zehenspitzen durch das Halbdunkel schlich, den haarigen Arsch seines besten Freundes vor sich, konnte er nur an Mireia denken, wie sie dort lag, in seinem Zimmer, auf seinem Bett. Wenn die Polizei kam, dachte er, waren sie alle erledigt, absolut, vollständig erledigt.

»Da ist er«, flüsterte Diego, schaute über die Schulter zu Antonio zurück und deutete in eine Ecke. Er trat neben ihn, seine Schuhe rutschten über etwas Weiches, Glitschiges. Er griff nach Diegos Schulter. Der *Lobo* hatte den hölzernen Stab, an dessen Spitze er eine Lederschleife befestigt hatte, neben sich abgesetzt, er war ein halb nackter, erbärmlicher *Picador* ohne Pferd, ohne leuchtende Montur. Sein Gegner war kein Stier, sondern

ein stinkender, rüdigter Fuchs. Ihm selbst fiel die Hauptrolle zu, die des *Matadors*. Und das, dachte er, waren im Zweifelsfall diejenigen, die auf die Hörner gingen.

»Es ist ganz einfach«, hatte Diego gesagt, als sie vor der hölzernen Tür zum obersten Stockwerk standen und er den Schlüssel in das Vorhängeschloss fingerte, »wir halten ihn gemeinsam in der Ecke, ich fange ihn mit dem Stab ein, dann legst du ihm die Kette um, drückst ihn zu Boden, bindest ihm den Maulkorb vor die Schnauze.«

Den weichen, warmen Maulkorb in einer Hand, die kalte Kette in der anderen, beobachtete Antonio das Tier. Das Fell, das er sich leuchtend rot vorgestellt hatte, war schmutzig, fast braun, die Spitze des langen, buschigen Schwanzes aber korrespondierte mit den weiß leuchtenden Augen. Der kleine Kopf zuckte bei jeder ihrer Bewegungen, das Tier machte langsame Schritte rückwärts, während sie sich aufteilten, Diego sich von links, er sich von rechts näherte. Der Fuchs fauchte, er zeigte seine Zähne, er begriff, dass sie es auf ihn abgesehen hatten, zwei sonderbare Gestalten, ein dünner Riese und ein Wolfsmensch.

Schritt für Schritt verringerten sie die Distanz, sie gingen auf Zehenspitzen, obwohl der Fuchs sie längst bemerkt hatte, sie tanzten, alle drei, einen alten, archaischen Tanz. Je näher sie kamen, desto intensiver wurde der Geruch des Tieres, desto mehr wurde er ein Teil von ihnen. Und zugleich war da ein Gefühl, als schwebe Toni, als liefe er auf Federn.

Diego sprang vor, er versuchte mit der Schlaufe den Kopf des Tieres zu fangen, aber der Fuchs wich aus, fauchte, biss nach dem Leder, erwischte es, Diego zog daran, er bewegte den Stab vor und zurück, versuchte das Tier mit dessen Spitze zu stoßen, aber der Fuchs war zu schnell, er sprang zur Seite, ohne seine Zähne von der Schlaufe zu lassen. Der *Lobo* versuchte den Stab gen Decke zu heben, er ächzte, die Vorderpfoten des Fuchses

hoben sich, er hielt sich nur noch auf den Hinterläufen, wie zwei wilde Halbwesen standen sich die beiden für einen Augenblick gegenüber, bevor Diegos Kräfte schwanden und er den Stab wieder sinken ließ.

»Toni, Scheiße, ich krieg ihn nicht, Toni!«

Die Kette klirrte, als Antonio sie aus den Fingern gleiten ließ, nur noch das Ende um seine Hand gewickelt. Er riss seinen Arm nach vorne, die Kette folgte seiner Bewegung, sie schabte über den Boden, glitt vorwärts wie eine metallene Schlange. Noch ignorierte der Fuchs sie, also machte Antonio einen Schritt, noch einen und noch einen, er zog die Faust zurück, beschrieb einen Halbkreis, die Kette folgte seiner Bewegung, er ließ sie seitlich an sich vorbeischieben, dann riss er den Arm vor, so als boxe er die Schatten vor sich. Die Kette flog durch den Raum, donnernd schlug das Metall auf den Holzboden. Staub wirbelte auf. Der Fuchs ließ die Schlaufe los, er wandte sich Antonio zu, er fauchte, zeigte seine Zähne, er ging in die Hocke, als setze er zum Sprung an. Aber er verharrte so, die Augen aufgerissen und den Blick auf sein Gegenüber gerichtet. Speichel troff ihm aus dem Maul, ließ die Reihen der Zähne glänzen. Noch einmal zog Antonio die Faust zurück, noch einmal sauste die Kette. Der Fuchs biss danach, doch er war zu langsam, wurde von der Spitze am Kopf erwischt. Das Jaulen des Tieres ging Antonio in die Knochen. Er schloss die Augen.

»Ich hab ihn, ich hab ihn!«

Diego war vorgesprungen, hatte die Schlaufe über den Kopf gestülpt und zugezogen, mit der Spitze des Stabs drückte er den Kopf des Tieres zu Boden, der *Picador* hatte seine Arbeit getan.

»Nimm die Kette, pack die Beine, ich hab ihn! Wir haben ihn!«

Triumph in der Stimme des *Lobo*. Und Antonio ein trauriger Matador, als er auf das Tier zuschritt, das am Boden lag, hechelte und winselte. Als er die Hinterläufe packte und sie zusammenkettete, dann die Vorderläufe,

leistete der Fuchs noch Widerstand. Aber seine Kräfte schienen zu schwinden. Als es daranging, ihm den Maulkorb überzuziehen, war das Tier gebrochen, es fletschte nicht einmal mehr die Zähne. Antonio sah, wie es nach Luft rang, er sah die Angst und Verzweiflung in seinen Augen, und als der Maulkorb festgezogen war, strich er dem Tier über das völlig verdreckte Fell, durch den verhärteten Kot, er ließ die flache Hand auf seiner Seite liegen, summte leise eine Melodie, er spürte das Heben und Senken der Rippen, spürte das schlagende Herz.

[Castell D'Empordà, Spanien, April 2017]

Sie streckte die Hand aus, legte sie ihm auf die Brust, hielt ihn auf Abstand. Er trat einen Schritt zurück, die Finger noch an der Gürtelschnalle, die zu öffnen er angesetzt hatte, das Hemd halb aufgeknöpft, das Sakko hinter sich auf dem Boden. Er sah sie an, sah, wie ihr Kopf sich langsam bewegte, wie sie ihn schüttelte, wie ihre wunderbaren schwarzgrauen Haare dabei wippten. Er wusste, dass der Moment vorbei war, er sah das Mitleid in ihren Augen, hasste diesen Ausdruck, verharrte trotzdem noch einen Moment regungslos, so als könne sie es sich anders überlegen.

»Toni, es tut mir leid«, sagte sie, »das war eine Schnapsidee, wirklich, du weißt, dass wir das nicht machen können.«

Sie saß auf der dunkel glänzenden Holzkommode, auf die er sie vor wenigen Augenblicken gehoben hatte, nachdem er ihr in ihr Zimmer gefolgt war, nachdem sie ihn geküsst und an den Arsch gefasst hatte, draußen im Flur. Er war aus dem Fahrstuhl und auf sie zugeeilt, nur diesen einen Satz im Kopf: Der Deutsche, der Deutsche ist hier, der Deutsche von

damals. Er hatte sich durchgefragt nach ihr, ein Kellner hatte gesagt, dass die Brautmutter gerade nach oben gefahren sei, er war in den Fahrstuhl gestiegen und ihr gefolgt. Und anstatt ihn sprechen zu lassen, hatte Mireia ihn an sich gezogen und geküsst, einfach so, ohne Vorwarnung. Und jetzt saß sie auf diesem alten, vermutlich unbezahlbar teuren Möbelstück, das Kleid verrutscht, der Lippenstift verschmiert, und sah immer noch aus wie die junge Frau, die vor ein paar Jahrzehnten alles in seinem Leben auf den Kopf gestellt hatte. Sein Atem ging stoßweise, beruhigte sich nur langsam. Er ließ den Gürtel los, stand einen Augenblick lang völlig verloren und hilflos vor ihr, auch er wieder der junge, schlaksige Kerl von damals, bevor er sich besann und das Hemd zuknöpfte. Hinter ihm das Doppelbett, auf dem sie heute Nacht mit ihrem Begleiter schlafen würde, darauf die geöffneten Koffer der beiden, ihr Kulturbeutel und ihre Unterwäsche, die Socken und Hemden des anderen. Er lachte leise.

»Wenn alle Dinge so einfach mit dir wären wie das«, sagte Mireia, »wenn es nur um eine schnelle Nummer ginge, wenn ich allein hier wäre.« Sie stützte sich mit den Händen auf, hob leicht ihren Hintern, schob sich vorwärts und glitt von der Kommode, griff sich ihre Schuhe. Sie ging barfuß an Antonio vorbei, legte ihm erneut die Hand auf die Brust, setzte sich auf das Bett und schnallte die feinen Riemen der Sandalen wieder fest. Als sie den Kopf hob und ihn anschaute, war die Traurigkeit in ihrem Blick zu viel für ihn.

»Alles in Ordnung bei dir?«

Er zuckte die Schultern.

»Natürlich, natürlich.«

Der Deutsche, dachte er, der Deutsche ist hier.

»Sei mir nicht böse«, sagte sie. »Als du mir im Gang entgegenkamst, dieser Zufall, wir beide hier oben, auf der Flucht vor der Feier der eigenen

Tochter. Ich weiß auch nicht.«

»Es ist in Ordnung, Mire, wirklich.«

»Und unsere Tochter? Machst du dir keine Sorgen?«

Er lachte.

»Wenn Montse eines ist, dann immerhin eine Tochter, um die man sich nicht sorgen muss. Manchmal frage ich mich, von wem sie das hat.«

Mireias kratziges, warmes Lachen.

»Von uns bestimmt nicht.«

Er setzte sich neben ihr auf das Bett. Dass er ihr vom Deutschen erzählen sollte, dachte er. Dass er ihn an einem Tisch in der Ecke des Saals gesehen hatte, dass er ein Freund der Familie des Bräutigams war.

»Erinnerst du dich an den Fuchs?«, fragte er stattdessen.

»An wen?«

»Den Fuchs, den Diego gefangen und oben unter dem Dach gehalten hatte?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Davon weiß ich nichts. Wann war das?«

»Ich dachte, ich hätte dir davon erzählt. In der Wohnung an der *Avenida*. Kurz bevor der Deutsche und der Franzose auftauchten. Ich glaube, du warst da, an dem Morgen, als er ausgebrochen war und wir ihn wieder einfangen mussten.«

Sie kniff ihre Augen zusammen und schaute ihn an. Die junge Frau aus der *Avenida* war verschwunden, die Frau auf der Hochzeit zurückgekehrt und mit ihr die Falten in ihrem Gesicht. Auch Antonio war wieder der kahlköpfige, von den Jahren krumm gebogene Kerl.

»An die Postsäcke mit den Peseten erinnerst du dich«, sagte er.

»Natürlich«, sagte sie und lachte.

»Ich glaube, an diesem Morgen war es«, sagte er. »Der *Lobo* und ich und ein Fuchs.«

»An die Peseten erinnere ich mich«, sagte sie, »aber an keinen Fuchs.«

»Sonderbar«, sagte er, »ich hätte schwören können, dass ich es dir erzählt hatte.«

»Was weiß denn ich, Antonio. Die ganze Zeit, die Tage und Wochen damals, das ist alles ein großer Klumpen Erinnerung in meinem Hirn. Keine Ahnung, wo Anfang und Ende ist. Keine Ahnung, ob da Füchse sind, Wölfe, Bären, was auch immer.«

Der Deutsche ist hier, wollte er sagen, er wollte sie in den Speisesaal führen und ihn ihr zeigen, fragen, erkennst du ihn nicht? Der verdammte Deutsche, nach all diesen Jahren, kannst du das glauben? Dass er sich hierherwagt? Dass er keine Angst hat? Aber vielleicht ist er schon öfter hier gewesen, vielleicht hat er sich nie genug darum gekümmert, was aus uns wurde, vielleicht hat er sich nie schlecht gefühlt, hat nie Angst gehabt, vielleicht dachte er, man hätte uns endgültig aus dem Weg geräumt.

»Wir sollten zurück auf die Feier«, sagte er.

Mireia erhob sich.

»Du hast recht«, sagte sie, »wir sollten unserer Tochter diese Peinlichkeit ersparen. Die Eltern beim Stelldichein im Hotelzimmer. Wer will so was schon hören, zumal auf der eigenen Hochzeit.«

Er nickte. Ging zur Tür. Sie fing ihn ab, nahm seine Hand, drückte ihm einen Kuss auf die Wange.

»Danke«, sagte sie, »dass du nicht böse bist.«

»Ich konnte dir nie wirklich böse sein«, sagte er.

»Konntest du nicht«, sagte sie, zog ihm das Hemd zurecht, lächelte, öffnete die Tür, spähte in den Gang, nickte. Er trat hinaus, machte ein paar geräuschlose Schritte auf dem schweren dunkelroten Teppich des

Hotelflurs. Die Holztür des Zimmers fiel dumpf hinter ihm ins Schloss. An den Wänden Ölgemälde der Empordà, Jagdszenen, Fischerboote an der Costa Brava. All dieser Luxus. Wenn ihm jemand vor Jahren gesagt hätte, dass seine Tochter so heiraten würde. Er wäre ausgeflippt. Aber die Familie des Bräutigams hatte zu viel Kohle, die Tochter und die Exfrau verdienten gut, nur er, nun ja, er war eben er, er hatte seinen Laden, verkaufte Wein und Delikatessen, fast nur noch an Touristen, die mittlerweile in Massen bis hoch nach Gràcia strömten, was schlecht war für das Viertel, aber gut für das Geschäft, so ungern er das auch zugab. Und immerhin, dachte er, hatte er deshalb seinen Anteil bezahlen können, immerhin. Es hatte ihm wehgetan, aber es war ihm ums Prinzip gegangen, den reichen Deutschen, die sich ausgerechnet dieses Luxushotel ausgesucht hatten, nicht alles zu überlassen. Er gelangte zum Fahrstuhl. Die Türen schoben sich auf, er trat ein ins Licht, trat sich selbst im Spiegel gegenüber. Antonio, der Kapitalist. Die Krawatte saß, das Gesicht darüber ein wenig schief, vom Alkohol verrutscht. Er glaubte etwas von Mireias Lippenstift auf seiner Wange zu sehen, er steckte den Daumen in den Mund und wischte darüber, kontrollierte anschließend sein Hemd. Es würde gehen. Niemand würde ihn beachten, den Brautvater von der traurigen Gestalt, außer Montse und David vielleicht, in einer ihrer Tanzpausen, aber es war fast überstanden. Nach der Hochzeit, dachte er, da würde er fragen, ganz beiläufig, ganz unschuldig, nach der Liste der Gäste, er hätte sich da ganz vorzüglich mit jemandem unterhalten, aber leider die Visitenkarte verloren. Die Dinge, dachte er, all diese alten, verkrusteten Geschichten, würden wieder in Bewegung geraten. Der Fahrstuhl summte leise, er spürte das kurze Gefühl der Schwerelosigkeit in den Beinen, als er hinabglitt. Er schloss die Augen. Atmete ein, atmete aus. Die Tür öffnete sich. Der Franzose, dachte er, als ihm Licht und Lärm der Feier entgegenschlugen, er musste dem Franzosen

Bescheid sagen, unverzüglich. Er trat hinaus, ließ sich verschlucken von Menschen und Musik, durchquerte die Masse der Feiernden, machte sich auf den Weg zum Parkplatz.

Das Freizeichen war zu hören, wieder und wieder, bis Germain's Stimme erklang und erklärte, dass er leider gerade nicht erreichbar sei und darum bat, man möge eine Nachricht hinterlassen. Er werde zurückrufen, sobald es ihm möglich sei.

»Scheiß Franzose!«

Antonio legte auf, warf das Telefon auf den Beifahrersitz, drückte den Hinterkopf gegen den Sitz. Er schloss die Augen, presste die Luft aus, ließ sie langsam wieder einströmen, wiederholte den Vorgang einige Male, bevor er die Lider hob. In seinem Sichtfeld die gelb leuchtenden Äste eines Ginsterbusches, dahinter die Reihen geparkter Autos der Hochzeitsgesellschaft. Er schwitzte, wischte sich einige Tropfen mit seinem Stofftaschentuch von der Stirn, schaute auf das schwarze Display des Telefons. Rechts neben ihm die Tür eines schwarzen Ungetüms, vermutlich eines Porsche, darunter machten es die meisten hier nicht. Er fragte sich, warum er überhaupt auf den Gedanken gekommen war, Germain anzurufen, nach all diesen Jahren, warum er nicht einfach zum Deutschen gegangen, ihn am Kragen gepackt, gegen die Wand gedrückt und unter Androhung von Schlägen zum Reden gezwungen hatte. Aber war das die Option? Vielleicht irgendwann, dachte er, aber nicht auf der Hochzeit deiner Tochter. Immerhin hatte der Franzose noch seine alte Nummer. Er versuchte sich zu erinnern, wann sie das letzte Mal miteinander telefoniert hatten: vielleicht zu seinem Geburtstag

vergangenes Jahr, vielleicht ein Jahr früher, oder in dem davor. Er legte die Hände auf das Lenkrad, spürte, wie rutschig sein Griff war.

Er sollte zurückkehren, trinken, sich nichts anmerken lassen. Aber wie sollte das gehen, wenn da nach all den Jahren plötzlich dieses vertraute Gesicht auftauchte, an einem Tisch auf der Hochzeit der eigenen Tochter, diese gealterten, aber doch vertrauten Züge, die hellen, leicht ergrauten Haare, die blauen Augen, die nichts von ihrer Kraft verloren hatten, ein Schnurrbart, der war neu, aber auch der Mund und das kantige Kinn darunter warfen ihn direkt in jene Tage und Wochen zurück, in denen er geglaubt hatte, Teil von etwas Großem zu sein und an deren Ende er für diesen Glauben ordentlich gefickt worden war. Und zwar genau von diesem Kerl, der jetzt dort saß und mit dem Vater des Bräutigams anstieß, der den Wein soff, den Antonio mitbezahlt hatte. Germain würde ausflippen, wenn er das hörte. Er versuchte es erneut, aber wieder verklangen die Freizeichen im Nichts, wieder erklang Germain's weiche, freundliche Stimme und bat um eine Nachricht. Er legte auf.

»Kommst du noch zurück?«

Er hatte das Gefühl, sein Herz würde explodieren. Mireia stand neben der Fahrertür, die Stimme dumpf wie durch einen Schalldämpfer. Jetzt klopfte sie mit ihrem Ring gegen die Scheibe.

»Sie wollen den Kuchen anschneiden. Alle warten auf dich. Bist du okay?«

Er fuhr die Scheibe herunter, streckte den Kopf raus.

»Gib mir fünf Minuten!«

Sie schaute zu ihm herab.

»Du bist doch sauer.«

»Ist alles in Ordnung, Mire«, sagte er, und legte ihr die Hand auf den Unterarm.

»Lass uns die Hochzeit einfach heil hinter uns bringen«, sagte sie, »die restlichen Begrüßungen, Toasts, Torten, Reden. Apropos.«

Sie ging in die Knie und streckte den Kopf ins Auto. Sie hatte ihre Lippen dunkelrot nachgeschminkt, ihre Augen schwarz umrandet, alle Spuren ihrer vorherigen Begegnung gelöscht. Ihre Locken drückten gegen die Decke des Wagens.

»Himmel, Antonio«, sie fuhr ihm mit dem Daumen über die Stirn, steckte ihn sich danach in den Mund. »Du schwitzt wie ein Schwein.«

Er schaute in den Rückspiegel. Ein Glanz auf der hohen Stirn, selbst der graue, kurz geschorene Haarkranz schien zu schimmern; ein Heiligenschein aus Schweiß.

»Ich wollte fragen, ob zuerst du oder ich. Aber wirst du überhaupt etwas sagen können?«

»Was?« Er drehte den Kopf.

»Unsere Reden.« Sie machte ein Victoryzeichen. »Zwei Reden. Eine vom Papa, eine von der Mama. Hast du was vorbereitet?«

Er nickte. Sie strich ihm mit der Hand über die Wange.

»Ich hatte gehofft, du würdest mir den Vortritt lassen.«

»Was immer du willst«, sagte er. »Wie immer.«

Sie lachte.

»Wenn das so wäre«, sie zog den Kopf zurück, »dann wären wir heute noch zusammen hier. Und müssten vermutlich nur eine Rede halten.«

»Fünf Minuten«, sagte er.

Sie nickte, drehte sich um und ging. Er blinzelte, starrte auf ihre schwarzen Strümpfe, die unter dem einfachen weinroten Kleid zum Vorschein kamen. Vor einer Viertelstunde hatten seine Hände ihre Schenkel noch auseinandergeschoben, bereit, ihr Höschen herunterzureißen. Und jetzt ging sie, ging schon wieder. Ihr Geruch hing

noch im Auto, und als er sah, wie sie mit ihren hochhackigen Schuhen auf dem Kies des Parkplatzes zu kämpfen hatte, schwappte eine Welle der Wärme über ihn hinweg. Er hätte es ihr sagen können, trotz Trennung und allem. Sie hätte es verstanden, als einzige Person auf dieser Hochzeit, sie hätte vielleicht sogar gewusst, was zu tun ist. Stattdessen erreichte sie die Treppe am Ende des Parkplatzes, stieg zwischen zwei Lavendelsträuchern zur Terrasse empor und verschwand aus seinem Blickfeld. Er blieb zurück mit dem stummen Telefon.

Erneut wählte er, erneut nur das unbeantwortete Tuten der Leitung, bis der Anrufbeantworter ansprang. Diesmal wartete er die Ansage ab.

»Hier ist Antonio«, sagte er. Und nach einem kurzen Zögern. »Ich hab den Deutschen gefunden. Er ist aufgetaucht, vielmehr. Hat zu mir gefunden, nach all den Jahren. Ich glaube nicht, dass er mich erkannt hat, aber ich bin sicher, dass es der Deutsche ist. Melde dich, wenn dir noch etwas an der Sache liegt!«

[El Clot, Barcelona, Spanien, August 1974]

Er klopfte vorsichtig. Im Zimmer blieb es still. Er öffnete die Tür einen Spaltbreit, spähte ins Halbdunkel. Das Tuch mit den bunten indischen Mustern, das sich vor dem Fenster spannte, schlug leichte Wellen im Wind, seine rote Farbe weichte die Konturen auf, den Schreibtisch, die auf dem Boden herumstehenden Bücher, das Bett. Er trat ans Fenster, hob das Tuch ein wenig. Draußen die Sommerhitze, unter ihm die dröhnende Ausfallstraße, aber über die Dächer des gegenüberliegenden Gebäudes hinweg, in der Ferne, hinter den Schloten von Poblenou und den grauen Türmen von La Mina, glänzte das Meer. Er ließ das Tuch zurückfallen,

drehte sich um. Sie schlief. Er trat leise näher, wieder mit der dünnen Stoffhose bekleidet, in der er den Raum vor ein paar Stunden verlassen hatte. Die Haut seiner Oberarme und Brust rot von den Striemen der Bürste, mit der er sich den Fuchs vom Körper zu schrubben versucht hatte, über den Spülstein in der Küche gebeugt, das kalte Wasser aus der Leitung spritzend. Trotzdem roch er ihn noch, trotzdem war das Tier noch überall an ihm, er hatte zu viel davon eingeatmet, fühlte sich wie ein Zwitterwesen. Und hier lag sie, auf der schmalen Matratze, hatte die Beuge des Ellenbogens über die Augen gelegt. Er hörte ihren leisen, gleichmäßigen Atem. Einer der beiden Bettkästen war noch hervorgezogen, er sah den geöffneten Postsack. Einige der Scheine, die sie vorhin achtlos zurückgestopft hatten, lagen auf dem Boden; das zerknitterte Gesicht von San Isidoro schaute von einem Tausend-Peseten-Schein zu ihm empor. Er ging in die Knie, hob den Schein auf, strich ihn mit den Fingern glatt. Direkt neben ihm war ihr braun gebrannter Körper, der nur halb von einem Laken bedeckt war. San Isidoro senkte beschämt den Blick unter seiner Bischofsmitra, auch die *Reyes Católicos*, die Antonio kurz darauf vom Boden fischte, starrten grimmig zur Decke, empört darüber, dass der nackte Körper dieser schönen Frau nicht ausreichend bedeckt war im Beisein von Majestäten. Er berührte sie vorsichtig mit den Fingerspitzen an ihrem Knöchel. Sie bewegte sich ein wenig im Schlaf.

»Komm schon, Toni«, hatte sie am Morgen gesagt, ihr spitzes Kinn auf seine Brust gelegt, »zeig mir das Paket, zeig mir die Kohle!«

Und er hatte gelacht und den Kopf geschüttelt, unmöglich sei das, Marcos würde sie umbringen, aber sie hatte einfach das Laken von seinem Körper gezogen, hatte sich auf ihn gerollt, ihre hellen Brüste auf seiner Brust, ihr Gesicht ganz nah vor seinem, ihre Locken der schwarze Rahmen seines Blickfeldes.